

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 23. Juni 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 45.

Mondnacht.

Von Irene von Schellander.

Der Nachwind streift die Bäume
Mit weicher, schmeichelnder Hand
Da rauschen heimliche Träume
Mondfunkeln über das Land.

Und all die leisen Quellen
Des Herzens ringen sich frei
Und ziehn mit des Stromes Wellen
Im Silber der Nacht vorbei.

Das Wärterhäuschen.

Skizze von Albert Johannsen.

Der gesprächige Herr, der mit im Eisenbahnwagen gegenübersah, wurde plötzlich still und eine nicht zu verkennende Unruhe prägte sich in seinen Mienen aus. Dann stand er auf, ließ das Fenster hinunter und blickte gespannt hinaus.

Es war auf offener Strecke in einer reizlosen, wenig bebauten Gegend. Einige Bäume, ein Bauernhaus, Röhre auf einer düstigen Weide, die stumpfsinnig den vorbeifahrenden Zug anlockte, flogen vorbei. Dies konnte unmöglich das Interesse des Herrn in Anspruch nehmen. Er schaute auch nicht zur Seite, sondern in die Richtung des Zuges.

Ich hatte mich erhoben und blühte gleichfalls zum Fenster hinaus, neugierig, was die Augen meines Gegenübers suchten. Da flüchte ein Bahnwärterhäuschen vorbei; der Herr wandte den Kopf und schaute zurück, so lange, bis es seinen Blicken entschwunden war. Dann zog er das Fenster hoch und nahm seinen alten Platz wieder ein.

Sein sonst recht joviales Gesicht hatte einen schmerzlichen Ausdruck angenommen. Er mußte etwas gesehen haben, das ihm Kummer bereitete. Was konnte es sein?

Er ließ mich nicht lange in ungewissen. Ich mußte sein Vertrauen erwidern, denn bald erzählte er mir, was ihn mit dem Bahnwärterhäuschen verknüpfte. Das war eine einfache und doch nicht ganz ungewöhnliche Geschichte, die mich selbst ergriff.

„Dieses einfache Häuschen hat eine große Rolle in meinem Leben gespielt, obgleich ich niemals einen Fuß hineingesetzt habe. Ja, es gab eine Zeit, wo es mich in meinen Träumen verfolgte. Aber auch dann nur blickte ich wie ein Witz an mir vorbei; das kam daher, weil ich es nie anders als vom Zuge aus gesehen habe.“

Vor dreißig Jahren fuhr ich zum ersten Mal diese Strecke. Ich war damals ein junger Mensch von reichlich zwanzig Jahren und reiste für die Fabrik meines Vaters in Lederwaren ein. Jetzt bin ich schon längst selbst Besitzer, besuche meinen Kundenkreis aber immer noch persönlich. Eines Tages auf meiner ersten Reise schaute ich in bester Laune zum Fenster hinaus, hatte ich doch vor einigen Stunden ein gutes Geschäft abgeschlossen. Gerade wollte ich in einen verlockend schönen Apfel hineinbeißten, als der Zug bei dem Häuschen vorbeifuhr. Es war damals noch kleiner, erst nach Jahren wurde es durch einen Anbau vergrößert. Da sah ich ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren auf einer Bank vor der Thür sitzen.

Es mag den rotzbüchigen Apfel gesehen haben, denn es streckte die Hand nach mir aus. Einer plötzlichen Eingebung folgend — in meiner vergnügten Stimmung drängte es mich, auch anderen eine Freude zu bereiten — warf ich dem Kinde die köstliche Frucht zu. Ich hatte gut geglaubt, denn sie fiel dicht neben ihm nieder.

Es äußerte lebhaft seine Freude über das so überraschend gekommene Geschenk. Diese kleine Episode machte mir viel Spaß, und in der vergnügtesten Stimmung fuhr ich weiter.

Jeden Monat fuhr ich nun mit demselben Zuge diese Strecke. Ich bin immer ein Freund der Ordnung gewesen, und meine Kunden wissen Tag und Stunde, wo ich sie besuche. Diese Pünktlichkeit hat viel zum Aufblühen meines Geschäftes beigetragen.

Der Herr verbreitete sich jetzt ausführlich über den Werth einer ordnungsmäßigen Geschäftsführung und kam dann auf die gegenwärtige Konjunktur auf dem Lederwarenmarkt zu sprechen. Als er eine kleine Pause machte, erinnerte ich ihn an das Bahnwärterhäuschen.

„Ach ja! Also am ersten Dienstag eines jeden Monats Nachmittags drei Uhr fuhrte der Zug mich dort vorbei. Das zweitemal hatte ich mich wieder mit einem Apfel versehen, und zu meiner großen Freude stand das Mädchen vor der Thür. Es gewährte mich sofort und klarsicht, als ich die Hand mit dem Apfel nach vorne erhob, ju-

belnd in die Hände. Ich winkte so lange mit dem Taschentuche zurück, als das Häuschen in Sicht war. Das drittemal war das Mädchen nicht dort. Ich sah den Apfel, den ich wieder für sie bereit hielt, selbst auf. Er schmeckte mir gar nicht recht. Daß ich das Mädchen nicht gesehen hatte, verdaß mir ganz die Stimmung. Auch das vierte Mal hatte ich mich wieder mit einem Apfel versehen, ihn diesmal aber in Papier gehüllt und darauf geschrieben:

„An den kleinen Wondkopf! An jedem ersten Dienstag im Monat mit dem Drei-Uhr-Zuge fährt vorbei Der Apfelmann.“

Diesmal stand sie wieder vor der Thür, und daß sie meine Zeilen verstanden hatte, lehnte die Zukunft; denn jedesmal, wenn ich vorbeifuhr, war sie da, und ich sorgte dafür, daß sie auch ihren Apfel erhielt, und wenn ich mir ihn auch im Frühjahr, wenn die guten Äpfel knapp wurden, aus Hamburg beschreiben sollte.

Das Mädchen hatte hellblondes Haar, das mit den Jahren aber dunkler wurde. Wie es so im zwölften, dreizehnten Jahre stand, hatte es recht edle Formen; dann aber entwickelte es sich, und mit achtzehn Jahren war es zu einer schönen Jungfrau erblickt.

Er schätzte etwas verschämt. „Schöne Jungfrau, wie das aus meinem Munde klang, nicht wahr? Ich merke es Ihnen an, daß Sie sich darüber amüsieren.“

„Durchaus nicht!“

„Doch! Aber nehmen Sie mir es nicht übel, ich werde poetisch, wenn ich daran zurückdenke! Ich war damals Anfang der Dreißiger und hatte bis dahin an Heirathen nicht denken können; meine Eltern lebten noch, und ich war nur Angestellter meines Vaters. Erst wenn ich das Geschäft übernahm, konnte ich daran denken, mir eine Frau zu nehmen. Um mein Gemüth nicht unnütz zu beschweren, hatte ich mich um das weibliche Geschlecht wenig bekümmert. Die Konjunktur auf dem Lederwarenmarkt war damals auch recht schlecht, und so blieb für Liebeseien keine Zeit; ich mußte meine ganze Kraft dem Geschäft widmen. Endlich, in meinem zweiunddreißigsten Jahre, setzte mein Vater sich zur Ruhe und übertrug mir das Geschäft. Nun konnte ich mir eine Frau nehmen. Aber sonderbar, ich spürte gar keine Neigung dazu. Eines schönen Tages machte ich aber die Entdeckung, daß ich verliebt war. Sie können leicht raten, in welches Mädchen!“

„In die Bahnwärterstochter!“

„Natürlich! Und ich hatte sie nie gesprochen. Nur zwölf Mal im Jahre war ich in einem Nu an ihr vorbeigeflogen. Dieser Augenblick stand mir dann aber einen Monat lang im Gedächtniß. Von Sonne umflossen, im Regenschleier, vom Sturm gepackt, daß ich Kleider flog, so sah ich sie, wie mir der letzte Moment sie gezeigt hatte, dreißig Tage lang, immer aber mit lachendem Gesicht, denn unsere Begegnung wenn ich so sagen darf, und der nie fehlende Apfel machten ihr offenbar große Freude. Ich konnte sie mir gar nicht anders als mit freudestrahlen- dem, lachendem Gesicht vorstellen, und da sagte ich mir: Das Mädchen wird Licht und Sonne in dein Haus bringen.“

Meine Eltern drängten, ich sollte mich verheirathen, eine Frau gehöre nun einmal ins Haus. Und da ließ ich mich denn eines Tages zu dem Geschäft hinreihen, ich hätte meine Wahl bereits getroffen. Wer das Mädchen sei? Eine Bahnwärterstochter, mehr könne ich nicht sagen! Wie sie heiße? Ja, das wüßte ich nicht. Wo ich denn ihre Bekanntschaft gemacht habe? Ihre Bekanntschaft hätte ich eigentlich noch gar nicht gemacht; nur vom Sehen kenne ich sie. Wo ich sie denn gesehen hätte? Nur vom Zuge aus, alle Monate eine halbe Minute lang.

Da fing mein Vater ganz schredlich an zu lachen. Na, ich muß gesehen, für den Unbetheiligten mag die Sache sehr komisch gewesen sein. So etwas sei in der Lederbranche noch nicht vorgekommen. Und meine Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Verliebt sich der Junge im Vorbeifahren in eine Bahnwärterstochter und will sie heirathen. Nein, so was! Daraus wird nichts. Selbst als ich ihnen nun die ganze Geschichte von dem ersten Apfelwurf an erzählte und ihnen klarzumachen suchte, wie vertraut ich im Grunde mit dem Mädchen war, wenn wir auch niemals ein Wort zusammen gesprochen hatten, schüttelte sie nur den Kopf. Das sei eine dumme Idee.

Aber der Widerstand hatte nur die Folge, daß ich nun erst recht nicht von dem Mädchen lassen wollte. Ich hatte eben immer meinen eigenen Kopf. Und nun beschloß ich, sie aufzusuchen. Ich wartete den ersten Sonntag ab, den ich sonst im Hause zu verbringen pflegte, und legte mich auf die Bahn. Mit selb-bekommenen Gefühlen trat ich die Fahrt an, fest entschlossen, als Bräutigam heimzukehren. Meine Eltern würden dann schon, wenn die Sache nicht mehr zu ändern war, sich in das Schicksal finden, eine arme Bahnwärterstochter in die Familie zu bekommen.“

Der Herr machte eine Pause. Man sah es ihm an, daß die Erinnerung an diese Zeit ihn ergreift, obgleich er zuletzt einen humoristischen Ton angeschlagen hatte. Nun schaute er mir prüfend ins Gesicht.

„Aber Sie lachen gar nicht? Kommt Ihnen die Geschichte nicht sehr komisch vor? Ich habe später selbst über meine Thorheit lachen müssen — allerdings — na ja —“

Damals war mir nicht lächerlich zu Muth. Als ich bei dem Bahnwärterhäuschen vorbeifuhr, war auch das Mädchen wieder da, aber nicht allein. Ein junger Bahnarbeiter stand neben ihr, und sie hielten die Hände ineinander. Das sagte mir genug. Ich hatte nur eine Karte bis zur nächsten Station, wo ich ja aussteigen wollte, aber ich fuhr darüber hinaus, ich weiß nicht, wie viele Stationen weit. Erst als es hieß: „Alle aussteigen!“ raffte ich mich auf. Zum ersten Mal in meinem Leben mußte ich Strafe zahlen. Die Sache ging mir doch sehr zu Herzen, und es dauerte Wochen, bis ich einigermaßen mein seelisches Gleichgewicht wieder fand.

Fünf Jahre lang habe ich nun keinen Blick mehr auf das Bahnwärterhäuschen geworfen. Wenn ich vorbeifuhr, schaute ich zum entgegengesetzten Fenster hinaus. Ich mußte diese Bahn benutzen, wenn ich meine Kundenschaft nicht aufgeben wollte; sonst hätte ich wahrhaftig einen großen Umweg gemacht, um nicht immer wieder an das fatale Häuschen erinnert zu werden.

Das ist eine solche dumme Geschichte, die ich so lange quälten kann! Aber die Zeit verfliehet ja alles, und nach fünf Jahren hat ich zum ersten Mal wieder einen Blick auf das Wärterhäuschen geworfen. Denken Sie sich mein Erstaunen! Dort sah wieder ein kleines, blondlockiges Mädchen, es machte vier Jahre alt sein, vor der Thür. Das war doch ein fabelhaftes Zufall. Nun zog ich Erkundigungen ein und erfuhr dann, daß die Tochter des alten Bahnwärters einen Eisenbahnarbeiter geheirathet habe, der nach dem Tode ihres Vaters den Wärdienst erhalten hatte. Das kleine Mädchen war also ohne Zweifel ihr Kind. Das rührte mich, und für die nächste Fahrt verfaß ich mich wieder mit einem prachtvollen Apfel. Ich wickelte ihn in Papier und schrieb darauf Tag und Stunde, wann ich regelmäßig vorbeifuhr. Unterschrieben: „Der Apfelmann.“ Es war zwar niemand bei dem Häuschen, als ich vorbeifuhr, ich warf den Apfel aber doch hinaus. Die nächste Fahrt zeigte schon, daß man ihn gefunden hatte. Die Mutter stand vor der Thür mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm. Als sie mich sah — ich schaute natürlich zum Fenster hinaus — lachte sie wieder über das ganze Gesicht. Sie war noch immer sehr hübsch, und als ich weiterfuhr, da war es mir doch etwas seltsam zu Muth. Es war ein trüber, regnerischer Tag, und doch war es mir, als ob soeben ein Sonnenstrahl vom Himmel gekommen war. Das war ihr Lachen.

Was soll ich Ihnen weiter erzählen? Fünfzehn Jahre lang wiederholte sich nun von Monat zu Monat dieselbe Sache: Regelmäßig warf ich meinen Apfel hinaus, und immer standen sie vor der Thür, Mutter und Tochter.

Das Mädchen wurde allmählich ganz die Mutter, wie ich sie in jüngeren Jahren gesehen hatte. Die Mutter mußte in den letzten Jahren gekränkelt haben, ihre blassen Züge erzählten von schmerzhaften Leiden; dennoch flog immer das alte Lachen über ihr Gesicht, wenn ich vorbeifuhr, und den beiden den Apfel zuwarf. Auch die Tochter hatte dasselbe sonnige Lachen.

Der Zug fuhr in den Bahnhof. Ich mußte aussteigen. Schnell aber richtete ich noch die Frage an den alten Herrn: „Leben die Leute nicht mehr in dem Wärterhäuschen?“

Er schüttelte den Kopf. „Schon seit sieben Monaten luche ich sie vergebens. Heute sah ich dort ein fremdes Gesicht.“

Der Zug setzte sich gleich wieder in Bewegung. Der alte Herr lehnte zum Fenster hinaus und nickte mir noch freundlich zu.

Ein Mann in Massachusetts ist verhaftet worden, weil er seine Frau für \$4.50 verkauft hat; wohl unter der Artlage, Geld unter falschen Vorspiegelungen erlangt zu haben.

Das jüngste Werk deutscher Großindustrie.

Zur Eröffnung des neuen deutschen Kabels. Von Hans Vortmann.

Emden — Bortum — Teneriffa — Montrovia — Pernambuco — das ist der künftige Weg, den der elektrische Strom jetzt in einem deutschen Kabel durchläuft. Bis Montrovia, dem Hauptstädtchen der Libanon in Afrika, war der Betrieb schon seit 1910 im Gange. Das letzte Stück des Kabels aber hat der Dampfer „Stephan“ der Norddeutschen Seelabelwerke in Nordbrham soeben erst gelegt und damit eine neue Verkehrsbrücke nach Amerika geschaffen. Es waren nicht weniger als 5000 Meilen Kabel nötig, um den elektrischen Strom von der Küste des schwarzen Erdtheils hinüber nach Pernambuco zu leiten, das der Reichthum des brasilianischen Hinterlandes zu einem wichtigen Handelsplatz gemacht hat.

Man braucht kein Geher zu sein, wenn man mit einigen Reide darauf hinweist, wie England durch die Fülle seiner großen Kabel den überseeischen Telegraphenverkehr beherrscht. In Friedenszeiten ist das ja wenig empfindlich, da englische Kabel natürlich auch Telegramme anderer Nationen befördern. Das ist eben Geschäftsache. Wie würden sich die Verhältnisse aber in Kriegszeiten gestalten? Die Frage wird ihre Berechtigung behalten selbst in unseren Tagen der Friedensschmelzen.

Ein telegraphisches Zeichen braucht zu seiner Reife um die Welt nicht 80 Tage. In zwei Minuten ist es wieder zurück. Man hat diese Leistung durch Versuche festgestellt. Bei einem telegraphischen Kongreß in Washington fanden auf einem Tisch zwei Apparate: ein Sender und ein Empfänger. In telegraphischem Sinne ward ihre Entfernung aber erheblich groß: die Verbindung war nämlich durch ein System von See- und Landlinien hergestellt, das von den ganzen Globus reicht. Ein Druck auf die Taste entwarf einen Strom, der sich durch die verschiedenen Drähte und Relais hindurchfinden hatte, die seinen Weg bildeten. Bespannt, die Uhr in der Hand, betrachtete man indessen das feine Galvanoskop, das die Rückkehr des Stromes vermelden sollte. Und schon nach zwei Minuten verrieth ein leises Ausschlagen der empfindlichen Nadel, daß die Weltreise vollendet war.

Die Deutschen besitzen mit dem jüngsten transozeanischen Kabel nach Pernambuco erst drei Linien, die für den Weltverkehr in Betracht kommen können. Zwei von ihnen führen von Emden über die Ägaren nach New York. Die dritte führt nun nach Südamerika. Natürlich verfügen sie noch über eine Anzahl mittlerer und kleinerer Kabel, die aber hier nicht mitzählen.

Herstellung und Verlegung eines solchen Riesenkabels bedeuten ein gewaltiges Werk.

Zuerst gilt es, die Meeresverhältnisse auszukundensuchen, ehe man der spezialeren Ausarbeitung eines Projektes näher treten kann. Denn es ist durchaus nicht gleichgültig, wie das Bodentiefen gestaltet ist. Untiefen sind nicht ohne weiteres willkommen, weil hier das Kabel scharferen Angriffen ausgesetzt ist, und darum heifer armirt sein muß. Bald ist es dem Bohren der hier hundert Tausende preisgegeben, die einen wertvollen Appetit auf Kabel haben; bald schleift ein schweres Fangerath eines Fischdampfers darüber; im Spiel der Brandung weht sich das Kabel an scharfem Gestein. Am günstigsten ist mäßig tiefes Wasser, dessen Boden nicht allzu ausgeprägte Hügelformen zeigt.

Sie sieht nun diese wunderliche Schlangenspiele, die zum Meeresgrunde versenkt wird? Sie vermag ja zu sprechen, scheint zu leben, und sogar der nüchterne Techniker spricht ihr eine „Seele“ zu. Die besteht allerdings nur aus Kupfer und stellt eine Röhre aus binnem Drähten dar, die leicht biegsam sind, und die doch zusammen die Leistungsfähigkeit eines dicken Drahtes haben. Rings herum ist dann das theuere Isolationsmaterial der Guttapercha geschlossen, die den elektrischen Strom vor der Berührung mit dem Wasser schützt, wo er sich sonst sofort verflüchtigen würde. Um nun eine solche „Seele“ wieder gegen mechanische, chemische und tierische Angriffe zu schützen, wird sie mit Zute umhüllt; darauf folgt ein Mantel mit kräftigen Eisendrähten; zuletzt schließlich eine Asphaltkappe das Kabel ein. Das ist im großen und ganzen seine wesentlichen Bestandtheile.

Die Verlegung eines Kabels scheint dem Unerfahrenen ein ziemlich einfacher Vorgang zu sein. Während das Schiff seinen Weg sucht, rollt hinten das Kabel ab, um auf den Meeresboden zu sinken. Aber wie schwierig gestaltet sich oft die praktische Ausführung! Wie leicht können widrige Winde die Arbeit verzögern, oder gar das Gelingen des Unternehmens in Frage stellen! Und selbst bei günstigem Wetter muß mit großer Sorgfalt gearbeitet werden. Wie schnell soll dann das Kabel abrollen? Hier entsteht ein peinliches Dilemma. Läuft zuviel ab, so wird Material verloren; geht das Kabel zu stramm, so bricht es vielleicht. Ununterbrochen muß darum der Zeiger des Spannungsmessers im Auge behalten werden, um jene Grenze zu bestimmen, um welche das Tempo spielen darf.

Lange Kabelstrecken theilt man gern ein. So laufen zum Beispiel die deutschen nordatlantischen Kabel die Ägaren an. Dies erleichtert zunächst die Arbeit der Verlegung, weil sie dieselbe gliedert, und so kann man sich Theilstrecken bereits dem Verleger übergeben, bevor die gesammte Verlegung beendet ist. Vor allem aber bietet eine betrieblige Verlegung elektrotechnische Vorteile.

Wenn man nämlich auf einem Kabel in der Minute beispielsweise 25 Worte telegraphieren kann, ohne daß die wunderlichen Kurven, in denen das Telegramm empfangen wird, unleserlich werden, so nennt man das eine „Sprechgeschwindigkeit“ von 25 Worten. Natürlich ist die Rentabilität eines Kabels von dieser Größe im höchsten Grade abhängig. Nun nimmt die Sprechgeschwindigkeit unter sonst gleichen Verhältnissen leider ab, wie das Quadrat der Kabellänge wächst. Auf einem sehr langen Kabel vermag man daher nur ziemlich langsam zu telegraphieren. Diesem Uebelstande hilft aber die erwähnte Einheitlichkeit ab. Es werden Zwischenstationen eingerichtet, in denen Apparate aufgestellt sind, die die Telegramme auffangen, um sie automatisch sofort in die nächste Theilstrecke weiterzuschicken. Daß bei dieser Verlegung einige Augenblicke verloren gehen, hat nichts zu bedeuten; es kommt lediglich darauf an, daß die Sprechgeschwindigkeit größer werde.

Mit dem nun eröffneten neuen Kabel nach Brasilien ist der Welt nicht nur ein neuer Beweis erbracht, was deutsche Industrie und deutsches Kapital zu schaffen vermögen, der Geschäftsverkehr hat zugleich einen pekuniären Vortheil infolgedessen erlangen, als die Telegrammgebühren mit Brasilien eine beträchtliche Ermäßigung erfahren haben.

Wahrzeichen der Reformation.

In Torgau an der Elbe steht Schloß Hartenstein, ein umfangreicher Bau, dessen burgartige Anfänge noch ins Mittelalter zurückreichen. Lebensfrohen Sinnes wandelten die sächsischen Kurfürsten die Burg während des 16. und 17. Jahrhunderts in ein wohlthätiges Schloß um. Die unregelmäßige Gesamtanlage, in die der Reiz der Renaissance und ihrer darobten Steigerung hineinspielt, ist sehr materialisch, wie das dort, wo verschiedene Herren alten Bautheilen neue hinzugefügt haben, fast immer der Fall zu sein pflegt. Der bedeutendste Eingriff in das Alte geschah in den Jahren 1532 bis 1544 unter Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Damals wurden die beiden großen Säulengebäude errichtet, darunter der eine mit geräumigem Saal, schönen Erker und mächtigem Treppenhause, Erker und halbgelochter Treppenraum, weithin geschäft als vorzügliche Prachtleistungen der Renaissance, sind mit vorzüglich durchgeführtem Relief schmuck bedeckt.

Damals war es auch, daß in Schloß Hartenstein die erste protestantische Kirche Deutschlands errand, und zwar als Schloßkapelle. Wo die protestantische Lehre Wurzel gefaßt und Gemeinden gebildet hatte, behaft man sich für den Gottesdienst vorerst mit katholischen Kirchen, deren Inneres unter möglicher Schonung der alten Ausstattung mehr den Bedürfnissen einer Predigtkirche angepaßt wurde. Aber die große Kapelle in Schloß Hartenstein ist die erste Anlage, die direkt für den protestantischen Gottesdienst bestimmt war. Geweiht wurde sie im Jahre 1544 durch Luther persönlich, wie denn auch heute noch in ihr eine 1545 durch Wolf und Oswald Hilger zu Freiburg gegossene Bronzetafel mit Brustbildern, unter ihnen das Luthers, zu sehen ist. Die architektonische Anordnung ist die der sogenannten Saalkirche, eines rechtgedigen, saalartigen Raumes, ausgestattet in mittel-

alterlicher Weise. Um möglichst zahlreiche Gemeindeglieder aufnehmen zu können, sind auf allen Seiten des 80 Fuß langen und 33 Fuß breiten Raumes zwischen den Strebepfählen der Wölbung nicht nur ein, sondern doppelgeschossige Emporen eingefügt. Ein Chor ist nicht vorhanden, auch richtet sich der Altar nicht, wie üblich, von Westen nach Osten, sondern von Osten nach Westen, hingegen entspricht die Stellung der Kanzel noch der in katholischen Gotteshäusern. Jetzt wird die Kapelle als Garnisonkirche benutzt, wie denn das Schloß seit dem Jahre 1810 militärischen Zwecken dienstbar gemacht ist. An Kapelle und Schloß knüpfte sich noch eine bemerkenswerthe Erinnerung. Hier wurde am 12. April 1627 die Vermählung der Prinzessin Sophie Eleonore, der Schwester des späteren Kurfürsten Johann Georgs II., mit dem Landgrafen Georg II. von Hessen-Darmstadt vollzogen, und bei dieser Gelegenheit im Tafelsaale in Gegenwart der Neudermählten und vieler fürstlichen Gäste von der kurfürstlichen Kapelle die erste deutsche Oper aufgeführt. Der Text war eine von Martin Opitz im fürstlichen Auftrag angefertigte deutsche Uebersetzung des von Ottavio Rinuccini 1594 gedichteten und 1597 von Zappo Peri zusammen mit Giulio Carrini komponierten Pastorale „Daphne“.

Körperfehler als Rodensdäpfer.

Es gibt eine Reihe von Roden, die nur aus dem Wunsche entspringen, irgendeinen körperlichen Fehler, ein Gebrechen zu verbergen, und die sich dann so lange erhalten, bis man ihren merkwürdigen Ursprung schließlich ganz vergißt. Die Töchter des Königs Ludwig IX. von Frankreich hatten ungewöhnlich große Hüfte, deshalb erstanden sie, so sagt man, das Schlepptier. Die Gemahlin des Königs Philipp III. war von der unglücklichen Mutter Natur mit einem Halbe behaftet worden, der, wie ein unglücklicher Hölbling sagte, einen Storch hätte beschämen können — sie brachte die hohen Halbstäufen in Gebrauch. Von einem Könige von England, der an Hüftverwundung litt, führten, so erzählt man, die breiten, im Mittelalter gebräuchlichen Schuhe her, und König Ludwig XIV. von Frankreich soll die riesigen Alltagsgeräthe nur deshalb zum Abwege an seinem Hofe erhoben haben, weil sein Raden mit sehr häßlichen Geschwülsten bedeckt war. Die heute noch bei unseren Frauen beliebte Mode, ihr Haupt mit einem Keilchen oder einem Band, von dem ein Edelstein bis auf die Mitte der Stirn herabfällt, zu schmücken, ist auf die schöne Kronprinzessin, die Gemahlin des Königs Franz I. von Frankreich, zurückzuführen; sie soll auf der Stirn eine kleine Brandwunde gehabt haben, die sie fürte. Es ist aber nicht einmal notwendig, so weit in der Geschichte zurückzugreifen. Man weiß, daß die königliche Luise von Preußen von auffallender Schönheit war, namentlich ihre Arme und ihre Schultern erinnerten an die Statuen des klassischen Altertums. Nur ihr Hals war nicht von vollendeter Form, und wenn es auch eine Legende ist, daß die Königin einen Kröpf gehabt habe, so war dieser Kröpf doch wohl die Ursache, daß sie sich niemals ohne Halsstuch zeigte. Die englische Sitte der Schate-Hands, des Handschüttelns mit erhobenem Ellbogen, stammt von einer englischen Prinzessin her, die ein schmerzhaftes Geschwür in der Achselhöhle hatte, und ihr Beispiel fand schnell am ganzen Hofe Nachahmer. Fast scheint es, daß die Hüftine in früheren Zeiten weniger geneigt waren als jetzt, jede, noch so unfeine und unvernünftige Mode ihrer Fürsten mitzumachen. Denn als Philipp der Gute von Burgund 1461 erkrankte und die Ärzte verordneten, der Kröpf müßte ihm kahl geschoren werden, befahl er, daß alle Gelehrte seines Reiches sich derselben Probe unterwürfen, und da die meisten den Befehl nicht verweigerten, ließ er jeden Widerpenstigen aufgreifen und gewaltig mit dem Schermesser bearbeiten.

Ab!

Nachbarin: „Die Müllern spricht immer von den Sprechstunden ihres verstorbenen Mannes; der war wohl Arzt oder Rechtsanwalt?“

„Zu bewahren; im Zuchthaus hat er immer gefessen.“

Vom Katernhofe.

Unteroffizier: „Was hind Sie von Dorf?“

Rekret: „Flugtechniker!“

Unteroffizier: „Quatsch — sagen Sie doch einfach Hausnecht!“